

Hohlwelt

Teil 1

Der Einschlag

Die Zeit des Sehenden Auges neigte sich dem Ende zu. Bald würde sich das Götterauge vollends abgewandt haben. Eine weitere Dunkelphase brach an. Vielleicht die letzte. Mit diesen düsteren Gedanken befasste sich der Häuptling der Stachelrücken seit mehreren zehn Zyklen. Auch in dieser Dunkelzeit würden die wenigen starken Jäger ausziehen, um Beute für den Stamm heran zu schaffen. Die Chancen standen schlecht, das wussten sie alle. Die Gegner und Gefahren waren zahlreich, während sie selbst immer weniger wurden.

Sie waren nur noch wenige, vier oder fünf Dutzend. Der kümmerliche Rest von einst zehnmal so vielen. Allein die Anzahl der Jäger ließen einst andere Stämme bei ihrem Anblick erzittern. Die Peitschenschwänze und die Knochenrücken könnten davon Geschichten erzählen, hätten sie nicht ihr Fleisch schon lange verloren. Ihre Knochen, von dem Götterauge gebleicht, baumelten als Drohung immer noch an den Barrikaden vor den Zugängen. Würden die Jäger es heute schaffen, reiche Beute zu machen?

Oder mussten wieder die Schwächsten unter ihresgleichen ihr Fleisch lassen, damit es nicht schon in den nächsten Tagen zu Ende geht? Wuchs doch die Gefahr mit jeder Finsterphase, dass die Anderen von ihrer Schwäche erfuhren. Die Samtfelle, die Grünhauer oder die Langohren. Schwächliche Wesen im Kampf Mann gegen Mann, doch listig,

zahlreich und gut genährt. Keine ihrer Jagdgruppen zu einer dieser Zufluchten kam zurück. Sie verloren ihr Fleisch an die Stärkeren.

Seine Gedanken fanden erst wieder zurück, als er eines der beiden Wachlager erreichte, wie zu Beginn jeder Zwielightphase. Er war der Letzte, der die Stufen empor stieg. Die Ablösung, einst eine Zeremonie, welche die Stärksten und Besten des Volkes ehrte, war zu einer Farce geworden. Halbe Kinder, alte Jäger und zierliche Weibchen wurden von ebensolchen abgelöst. Niemand glaubte wirklich daran, dass sie Eindringlinge aufhalten könnten. Doch sie waren die eigentliche Hoffnung, würden die Angreifer etwas beschäftigen können und die Siedlung im Kessel warnen. Nachdem die fast schon peinlich zu nennende kurze Zeremonie vorüber war, blickte der Alte noch einmal sinnend über die Zuflucht.

Die blaue Ader, die irgendwo in der Wüste jenseits der hohen Felsklippen des Kessels entsprang, bildete in der Mitte des einige tausend Schritte durchmessenden Felskessels einen See, bevor sie an einer anderen Stelle wieder hinaus floss. Große Bäume standen in dem Tal und spendeten Schatten.

Die Siedlung, eine Sammlung uralter Gebäude aus einem seltsamen Material, war seit Generationen die Heimat der Stachelrücken. Teilweise verfallen, von Feuer geschwärzt oder infolge von Kämpfen zusammengestürzt, bildeten die Bauten einen seltsamen Anblick. Die wenigen Felder auf der anderen Seite des Flusses genügten nicht einmal mehr, die nur noch wenigen Überlebenden ausreichend zu versorgen. Die Pflanzen mögen zwar heilende Wirkung haben, doch den Hunger würden sie nicht stillen können.

Die Jäger des Stammes, Jünglinge und vom Hunger geschwächte Mitt-Jährige, brachen mit den letzten Strahlen des Götterauges auf und schritten neben dem Wasserpfad entlang. Die schweren Knochenkracher über den Schultern überforderten einige von ihnen, sodass sie die Waffen hinter sich herziehen mussten. Weniger als zwei Zehner waren es, die heute aufbrachen. Nur ein Wunder konnte diese paar Männer erfolgreich wieder nach Hause kommen lassen. Sie wollten zu den Langohren in der Hoffnung, dort eine Wachmannschaft des Fleisches berauben zu können.

Kurz bevor die wenigen Jäger aus dem Schatten der Felsen traten, ertönte das Horn der Wächter. Der Feind war also hier. Es würde wohl eine Armee sein, die sich in der Zwielficht-Phase angeschlichen hatte, um das zu beenden, was der Hunger begonnen hatte. Nach einigen Herzschrägen des Schreckens rannten die Jäger zurück in die Siedlung. Warum das Fleisch in der Ferne verlieren, wenn es auch hier bald viele Tote zu beklagen gab?

Auch die Wachen griffen ihre Waffen und liefen den schmalen Steinpfad hinab. Die vier Zehner rannten so schnell die kraftlosen Beine es vermochten in Richtung der Siedlung. Jeder, der ein Messer, einen Speer oder einen Stein halten konnte, war auf den Beinen und sammelte sich. Schon vor vielen Tagen hatten sie sich ins Zentrum der Siedlung zurückgezogen. Der Außenring war bis auf wenige Späher auf den Dächern der höchsten Bauten leer.

Sie kamen zeitgleich mit einem Läufer vom anderen Eingang der Siedlung auf dem Seeplatz, dem Zentrum der Siedlung, an. Der Jüngling war verdreht und violetter Blut klebte auf dem Körper. Als er zusammenbrach, wurde eine klaffende Wunde am Rücken sichtbar. Einige der Stacheln schienen heraus gebrochen zu sein.

"Sandteufel ... Es sind Sandteufel!", spuckte er hervor, ehe sein Mund sich mit Blut füllte und es in einem Hustenkrampf hervorsprudelte. Der Junge rang qualvoll mit dem Tod und ohne jegliche Chance auf Rettung. Einer der Jäger erwies ihm die Gnade eines schnellen Todes, indem er seinen Knochenknacker auf seinen Schädel schmetterte. Das Knirschen des berstenden Schädels beendete das schmerzhaftes Wimmern des Jünglings.

Sandteufel also. Viel schwerer hätte es sie nicht treffen können. Die Monster verstanden es, ihre wuchtigen Körper im Sand zu verstecken, während sie auf Beute lauerten. In der Wüste waren sie nahezu unüberwindbare Gegner. Noch nie hatte man sie in einer Zuflucht beobachtet. Während er die Jäger anwies, sich Deckung zu suchen, überlegte er weiter. Die Sandteufel waren, soweit die Stachelrücken wussten, Einzelgänger. Jedenfalls hatte niemand in der Zuflucht etwas anderes erzählt.

Der Häuptling suchte sein Haus auf – es war das Größte am Seeplatz – und bewaffnete sich. Seine Zeit als Jäger lag lange zurück, doch hatte er nichts vergessen. Als er den am

Ausfluss am nächsten liegenden Spähposten am Rand des Innenrings erreichte, war die Dunkelheit fast vollkommen. Nur wenige Fackeln, an den Häusern, warfen ihr Licht auf die Straße. Das Knacken und Rascheln des Waldes wurde immer lauter. Kein Wunder, waren die Pfade im Wald doch für ihresgleichen angelegt und nicht für Kreaturen, die fast doppelt so hoch und dreimal so lang wie einer ihrer Jäger war.

Krachend schlug einer der Bäume auf den Boden. Gefällt vom stahlharten Leib eines Ungetüms. Nur wenige Pulsschläge später war ein neues Geräusch zu hören. Klauen-besetzte Pranken gruben sich beim Gehen durch die Gassen in das Material der Straße und rissen dieses auf. Das Peitschen eines Klingenschwanzes, der Wände durchschneiden konnte, fauchte durch die Nachtluft.

Dann kam der erste Leib in Sicht. Im Schein einer Fackel warf er dunkle und verwirrende Schatten auf das Biest. Es wirkte wie aus Sand gebaut. Kleine Ohren drehten sich auf dem mächtigen Kopf, auf der Suche nach einem verräterischen Geräusch. Die gespaltene Zunge leckte immer wieder aus dem Maul hervor.

Der Häuptling kannte die Gefahr nur zu gut. War eines dieser Wesen doch der Grund, warum er zum Häuptling wurde. Das Maul, so wusste er genau, war mit hunderten spitzer Zähne gespickt. Der Unterkiefer konnte sogar geteilt werden um auch große Beute mit den messerartigen Zähnen zu zerfleischen. Sechs Beine trugen das Untier und jedes endete in einer Pranke, aus der vier metallisch glitzernde Krallen ragten, die nun die Straße zerrissen. Der Schweif war noch einmal so lang wie der Körper und verdickte sich zur Spitze zu einer metallharten Klinge. Augen schienen diese Wesen nicht zu besitzen, auch wenn leere Höhlen im Kopf es vermuten ließen.

Langsam und bedächtig schritt der Koloss durch die Straße, die ihm gerade genug Platz ließ, um ihn nicht einzuengen. Doch der feste Boden behagte der Kreatur offensichtlich wenig. Hinter ihm schoben sich weitere Untiere ins Licht der Fackeln. Es mochten gerade einmal so viele sein, wie ihr Stamm noch an Jägern aufbieten konnte. Zwei, vielleicht drei Zehner, gute erfahrene Jäger würden gebraucht werden, um die Kampfkraft aufzubieten, die eines dieser Wesen in sich vereinte.

Auf den Dächern bis zum Seeplatz wusste er die Wenigen seines Stammes. Bewaffnet mit allem, was sie hatten finden können. Vor allem große Steine hatte man auf die Dächer

geschafft oder aus diesen gebrochen. Er wollte sich nicht vorstellen, welche Furcht in den Jünglingen und Weibchen brodelte, wenn sie von oben auf die Untiere starren mussten. Er hoffte nur, dass sie die Ruhe bewahrten, bis so viele wie möglich zwischen den Häusern standen.

Das Wunder geschah, niemand verlor die Nerven. Erst als das erste Tier die Pranke auf den Platz setzte, ertönte der gellende Schrei zum Angriff. Der Hinterhalt glückte besser, als er es sich hatte träumen lassen. Steine, manche so groß wie ein Stachelrücken, andere nur faustgroß, hagelten von den Dächern. Die Kreaturen hatten damit nicht gerechnet. Die Enge der Straße behinderte sie zusätzlich. Im Schein der Fackel sah man schnell, wie eine ganze Hand dieser Ungetüme auf der Strecke blieb. Ihre Köpfe unter dem Gewicht großer Brocken zerquetscht und die Fänge zertrümmert. Das grüngelbe Blut rann über den Boden der Straße.

Doch auch der Rückzug der Wesen endete ebenfalls in einer Falle. Aus den Häusern brachen die verbliebenen Jäger und andere, die eine Waffe halten und nutzen konnten. Speere wurden in die Flanken der Tiere getrieben. Wurfmesser, teilweise aus den Zähnen eines der Ihren gefertigt, schlugen Geschossen gleich in ihr Fleisch.

Der Kampfärm hallte durch die Gassen. Schreie der Sterbenden auf beiden Seiten. Ein Blutbad war, was zurück blieb. Weitere sechs Sandteufel hatten ihr Fleisch verloren, doch waren auch zwei Zehner der Stachelrücken den sterbenden Wesen zum Opfer gefallen. Das violette und grüngelbe Blut vermischte sich auf der Straße. Der schwere süße Duft des Blutes legte sich intensiv über die Siedlung.

"Betörend widerlich", war der erste Gedanke des alten Häuptlings. Er wusste, dass die Verluste schon jetzt zu hoch waren. Kaum ein Jäger war noch unverletzt und der Feind war nicht besiegt. Auch wenn mehr als die Hälfte der Monster in den Gassen ihr Fleisch gelassen hatten, so würden sie sich nicht noch einmal überrumpeln lassen.

Gerade als er diesen Gedanken gefasst hatte, folgte ein Aufschrei von einem der Dächer. Einige Sandteufel waren auf einige Dächer der dicht an dicht stehenden Bauten gesprungen und hatten sich herangepircht. Im Schutz der Nacht waren sie kaum zu sehen. Nun begann der letzte Kampf. Vielleicht würden sie alle sterben, doch würden sie

ihr Fleisch so teuer wie möglich verkaufen.

Plötzlich erklang ein Schrei auf dem Nebendach. Der dumpfe Aufprall, der danach ertönte, bewies, dass eines der Wesen nun auch in seiner Reichweite angekommen war. Noch als er nach dem Kampfspeer griff, der einst aus dem Schweif eines Sandteufels hergestellt wurde, geschah es. Die Finsternis wich erst langsam, dann immer schneller zurück. Schon nach wenigen Augenblicken stachen scharfe Schatten heraus, wie sie nur zur Mittagszeit auftraten. Der Kampfplärm verstummte, als alle in den Himmel blickten, sogar die Sandteufel reckten ihre Hälse.

Ein lodernder Ball wuchs dort immer weiter, gewann an Größe. Er fiel genau aus dem Götterauge und machte die Finsternis zu Licht. War es das Wunder, das sie retten sollte? Hatte das Götterauge Mitleid mit den Stachelrücken und vergoss seine heißen Tränen für die tapferen Überlebenden?

Fast schon andächtiges Schweigen erfüllte die Siedlung, bis die erste Träne in den Kessel einschlug und zerbarst. Eine Wand aus Feuer jagte über die Bäume und verbrannte sie mit unwiderstehlicher Hitze. Die heiße Druckwelle fegte einige der Jünglinge von den Dächern und ließ sie kreischend zu Boden fallen, wo sie mit dumpfen Geräuschen starben.

Eine weitere Flammenträne fiel zu Boden und diesmal traf es die Siedlung direkt. Es musste eine kleine gewesen sein, denn nur eine Handvoll Häuser vergingen in den Flammen. Die Luft aber brannte schon jetzt in den Lungen vor Hitze und wegen des Qualms, den die stürzenden Tränen verbreiteten.

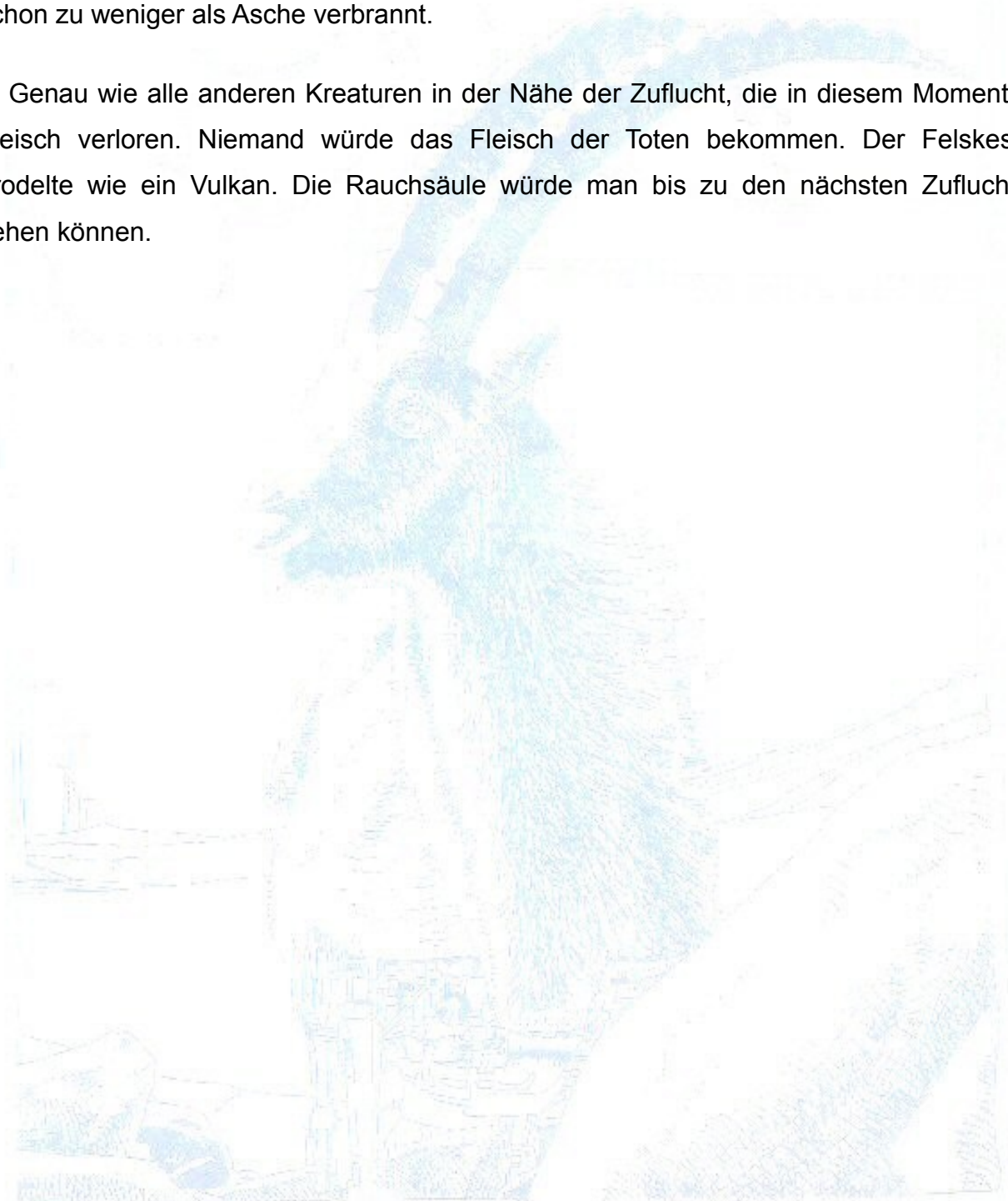
Es waren die Sandteufel, die zuerst die Flucht ergriffen. Mit Sprüngen, die sie über gleich mehrere Dächer brachten, suchten sie ihr Heil in der Ferne. Auch die Stachelrücken suchten ihr Heil in der Flucht oder versuchten, wenigstens Schutz in den Häusern zu finden. Immer wieder heulten kleinere Tränen durch die Luft und krachten mit Explosionen in den Boden, verbrannten Tote, fliehende oder sich versteckende Angehörige beider Völker.

So kam also das Ende? Ein Inferno aus Flammen und Rauch? Der Geruch von verschmortem Fleisch und süßem Blut vermischte sich mit dem Qualm verbrennender

Häuser und Bäume. Der große Feuerball wurde noch immer größer. Sollte es nicht nur diese Zuflucht auslöschen, sondern die ganze Welt in Flammen aufgehen?

Hoch erhobenen Hauptes starrte der Alte in die Flammen. Er konnte nicht fliehen, das war ihm klar und so nahm er sein Schicksal an. Er spürte die Hitze, als ein Feuerball einen Teil der Kesselwand niederriss. Er spürte das Beben unter seinen Füßen, doch nicht mehr, wie das Haus zusammenbrach. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Feuerwand seinen Körper schon zu weniger als Asche verbrannt.

Genau wie alle anderen Kreaturen in der Nähe der Zuflucht, die in diesem Moment ihr Fleisch verloren. Niemand würde das Fleisch der Toten bekommen. Der Felskessel brodelte wie ein Vulkan. Die Rauchsäule würde man bis zu den nächsten Zufluchten sehen können.



Auf der Jagd

Das Auge der Götter hatte seinen Blick noch nicht lange von dem Bereich der Welt abgewandt, in dem Smaragdauge mit ihrem Rudel lebte. Die junge Matriarchin-Tochter war trotz ihres jungen Alters schon eine erfahrene Jägerin, das bewies zum einen die Tatsache, dass dieses Jagdkommando ihr unter die Pfoten gestellt wurde und zum Anderen, dass sie das Ziel ihrer Gruppe mit Bedacht gewählt hatte. Die Stachelrücken waren normalerweise kein leichtes Ziel, doch wurden ihre Jagdgruppen immer seltener gesehen und fast immer war es am Ende das Fleisch der Stacheligen, das über den Feuern geröstet wurde. Was, so dachte Smaragdauge, nur bedeuten konnte, dass es mit diesem Volk zu Ende ging. Es war nicht das erste Mal, dass ein Stamm so aus der Welt schied. Im Laufe der Generationen hatten viele Zufluchten im Jagdgebiet der Samtfelle ihre Bewohner gewechselt. Nur wenige waren so erfolgreich wie ihr Rudel. Belustigt dachte die junge Anführerin, dass es wohl daran lag, dass die Frauen des Rudels entschieden und nicht die Männchen.

Wie schon die zwei Dunkelheiten zuvor, wanderten die sechs ihrer Gruppe durch die Unendlichkeit des Sandmeers, das sich zwischen den Zufluchten erstreckte. Als das Götterauge das Land erhellte, hatte man in der Ferne die verwaschenen Schemen des Ziels erkannt. Es würde also morgen soweit sein. Dann würde sich zeigen, ob die Stacheligen wirklich am Ende waren.

Auf dem Kamm einer großen Düne blieb sie stehen. Die blaue Ader der Zuflucht lag nur noch etwa 1000 Schritte entfernt. Sie waren auf dem richtigen Weg. Samtpfote, die erfahrene Jägerin und Meisterin, wenn es um Hinterhalte ging, stieg zu der jungen Anführerin auf die Düne.

"Noch einen ganzen Tag Fußmarsch, bis wir am Ziel sind.", sagte die reife Frau, als sie hinab zu dem in der Dunkelheit glitzernden Wasserpfad zeigte. "Du machst dir über etwas anderes Sorgen?", fragte sie, als Smaragdauge nicht antwortete. Nun erwiderte sie den Blick der erfahrenen Jägerin.

"Ja ...", sie wand den Blick in Richtung ihres Ziels, das sich in der finsternen Ferne befand. "Ich habe so ein ...", sie suchte nach Worten, mit denen sie sich nicht der

Lächerlichkeit preisgab. "Ein ungutes Gefühl ... So, als wenn ein Unheil kurz bevor steht." Bei diesen Worten wandte sie die funkelnden grünen Augen zu der älteren Frau.

"Es ist deine erste Jagd als Alpha, meine Kleine. Es wird die Anspannung sein, aber mach dir keine Sorgen. Ich kenne deine List und ich wette, wir werden dank dir mehr Fleisch erbeuten als wir tragen können." Sie entblößte darauf ihr Gebiss. Die spitzen Zähne waren tödliche Waffen und Samtpfote hatte mit ihnen schon mehr als nur eine Kreatur um ihr Fleisch erleichtert.

Ein Seufzen entwich der jungen Alpha. Noch bevor sie sich für die Aufmunterung bedanken konnte, rief Silberschweif, einer der beiden Männchen der Gruppe, seine Pfote in den Himmel gerichtet: "Beim Götterauge, seht nur!"

Die beiden Jägerinnen wandten den Blick einander zu und ließen sich erschrocken in den Sand fallen. Ein Schwarm von Feuerbällen zog durch die Finsternis. Lange Schweife hinter sich her ziehend. Die anderen Mitglieder der Jagdgruppe pirschten den Hang der Düne empor und blicken in die Richtung, in der ihr Ziel lag. Im Schein der flammenden Tränen wurde die Felswand langsam sichtbar – bis die erste der Tränen in das Sandmeer zwischen ihnen und den Stachelrücken einschlug.

Ein Blitz ließ sie die Augen schließen. Einige Herzschläge später erst erreichte der ohrenbetäubende Knall den Dünenkamm mit der Jagdgruppe. Auch die heiße Welle, die den Sand über ihre Körper trieb, kam unerwartet über die Jägerinnen. Immer mehr der kleinen Tränen zerrissen die Dunkelheit mit ihren Flammen und krachenden Explosionen.

Doch erst der große Feuerball, der heller strahlte als das Götterauge, ließ die Samtfelle fast ihr Fleisch lassen. Das grelle Leuchten, das entstand, als der Feuerball in den Boden schlug, drang sogar durch die geschlossenen Lider und verbrannte fast die Augen. Erst die wenige Herzschläge später eintreffende Druckwelle unterband die Schmerzensschreie der Geblendeten. Die Luft wurde ihnen aus den Lungen gedrückt und einige, die der Druck erfasste, wurden förmlich von der Dünenkrone gefegt, während die anderen unter dem feinen Sand begraben wurden.

Smaragdauge hätte nicht sagen können, wie lange sie gebraucht hatte, um wieder zu sich zu kommen. Ihr Körper schmerzte von dem Schlag der Druckwelle. Spitze Steinchen

drückten in ihren Leib, den sie kaum bewegen konnte. Tief im Sandmeer verschüttet, so dass nicht einmal der Schweif heraus ragte. Panik keimte in ihrem geschundenen Leib auf. Würde sie hier ihr Ende finden? Von purer Angst getrieben begannen die Pfoten zu graben.

Ein Glück, dass es nur wenige Handbreit zur Seite zu drängen galt. Sand flog ihr in die Augen, vor denen immer noch bunte Kreise und Sterne zu tanzen schienen. Erst als der Kopf den Sand durchstieß und die gereizten Lungen sich mit Luft füllten, wurde sie sich des Geschehens bewusst. Noch immer benebelt, grub sie auch den Rest des Körpers aus dem Sand. Die noch immer überreizten Augen erkannten gerade so einige Schemen zwischen den verwirrenden Kreisen aus Farben.

"Hallooooo! Hört ... Hört mich jemand?", schrie sie mit heiserer Stimme in das bunte Dunkel, das nur auf ihrer Netzhaut flackerte. Zu ihrer Erleichterung hörte sie die Stimmen der anderen. Zwar wie durch einen Schleier aus Watte, doch waren dort fünf andere Stimmen zu hören. Einige wimmernd, andere fluchend.

Nur sehr langsam erholten sich die Augen und die Ohren vom gewaltigen Spektakel aus Licht und Lärm. Auch der Blick in die Ferne wurde immer besser, leider, wie sich sogleich herausstellte. Eine von unten rot angeleuchtete Rauchwolke stieg in den Himmel, als würde dort ein ganzer Wald als Lagerfeuer dienen. Genau dort, wo ihr Ziel lag. Doch eh jemand die Zeit fand, vernünftige Gedanken zu diesem neuerlichen Anblick zu finden, stieß jemand erneut einen Warnschrei aus seiner Kehle.

Wieder war es Silberschweif, der sie mit einem spitzen rauen Schrei auf etwas aufmerksam machte. Zwischen den Dünen erstreckte sich eine glühende Spur durch den Sand und endete in dem wassergefüllten Lauf. Sie führte zu einer Stelle auf der anderen Seite. Zum Glück, da sonst bei dem Einschlag kaum etwas von der kleinen Gruppe übrig geblieben wäre. Eine der Tränen musste die Spur gerissen und das noch zischende Wasser in Aufruhr gebracht haben. Doch da, am Ufer lag etwas! War das vielleicht die Träne?

Noch ehe jemand begriff, sie eingeschlossen, rannte ihr Körper los. Der Wasserpfad brodelte nur tausend Schritte entfernt den Hang hinab. Mit jedem Schritt, den sie der Stelle

näher kam, wurde deutlicher, dass etwas dort halb im Wasser trieb.

Eine Stimme in ihrem Kopf feuerte sie an, sie sollte sich beeilen, eh es zu spät sein würde. Die Luft in ihren Lungen brannte und als ihre Pfoten in das viel zu warme Wasser klatschten, erschrak sie schon nicht mehr. Es war eine Kreatur, wenn auch eine, die sie nicht kannte.

Ein seltsamer Stoff bedeckte eine fast haarlose, helle, weich aussehende Haut. Das Gesicht konnte man trotz der Verschmutzung noch so gut erkennen, dass es Ähnlichkeit mit dem ihren aufwies. Gut, die Nase war etwas kleiner, genau wie die Augen auch, die Ohren schienen woanders zu sitzen, doch wirkte es nicht so wild wie das der Kreaturen, die sie sonst zu jagen pflegte.

Ihre Pfoten packten das seltsame Material, das den Körper des Wesens fast komplett bedeckte, und sie zog die Kreatur zur Gänze aus dem Wasser. Erst als das geschafft war, verließen sie die Kräfte und der Leib fiel in den feuchten Sand. Nachdem ihre Lungen nicht mehr versuchten, den Körper zu verbrennen oder aus der Brust zu platzen, betrachtete die junge Samtfelljägerin das Wesen nun genauer.

Bis auf den Kopf und die Arbeitspfoten steckte der ganze Leib in der Hülle aus einer Art Stoff. Doch weder Leder oder Wassergras, die ihr Rudel als Halterungen um den Körper schlangen, schien der Grundstoff zu sein. Es fühlte sich weich und anschmiegsam an, wie eine zweite Haut. Sollte es das Fell ersetzen, das dieser da nur auf dem Kopf trug? Sogar die Laufpfoten waren davon verdeckt.

"Smaragdauge!", ertönte ein Schrei, der sie aus der Betrachtung des Fremden riss. Ihr wurde wieder bewusst, dass auch ihre Jagdgruppe noch anwesend ist. "Ich bin hier", rief sie überflüssigerweise, denn die fünf Gestalten kamen die Düne schon hinab, genau auf sie und das seltsamen Wesen zu. Schon aus der Ferne sahen die Gefährten so aus, wie sie sich wohl fühlten. Das Fell der Männchen wirkte mehr als zerzaust, vor allem dort, wo es länger war als der weiche Flaum der Weibchen, und stand ab. Einige kleine Wunden, wohl durch besonders spitze Steine verursacht, hatten kleine verklebte Flecken im sonst gestriegelten Fell hinterlassen.

"Was ist das für ein Wesen?", fragte Sandpelz, die zweitjüngste Jägerin der Gruppe und deutete mit ihrem Speer auf den Fremden. "Ist es ein Neues?", fragte Silberschweif und fügte gleich darauf hinzu: "Ob es besser schmeckt als die Stachelrücken? Die waren immer so zäh."

Smaragdauge erschrak bei dieser Frage. Doch warum eigentlich? Sollte es nicht die natürlichste Sache der Welt sein? Hier lag wehrloses Fleisch. Der Grund dafür war doch egal. Warum hatte sie dieses Wesen aus dem Wasser gezogen, statt es darin zu ertränken?

Ohne dass ein bestimmter Grund dafür hätte genannt werden können, stand sie auf und sagte mit schneidender Stimme: "Es ist kein Fleisch. Er kam vom Götterauge auf einer Flammenträne geritten. Seht ihn euch an. Er ist keine Bestie wie die anderen."

Sie deutete auf das künstliche Fell, das seinen Körper umhüllte, sie konnte nicht glauben, dass irgendein Wesen solchen Stoff als Haut haben sollte. "Aber es ...". Noch bevor Sandfell das Argument hervorbringen konnte, schnitt Smaragdauge ihr ungewohnt energisch den Satz ab.

"Kein aber ... Ich bin die Alpha dieser Gruppe und ich sage, wir nehmen es mit ... lebend. Wenn wir wieder in der Zuflucht sind, dann könnt ihr euch bei der Matriarchin darüber beschweren ". Bewusst vermied sie das Wort Mutter. Sie war nicht nur aus Mutters Gunst in der Position, die sie innehatte, sondern auch wegen ihres Könnens.

Noch ehe das unfreundliche Murren in offenen Protest ausartete, trat Samtpfote neben die Alpha und packte die Beute und warf sie sich demonstrativ über die Schulter. Der Fremde war sicher kein schwächliches Wesen und auch nicht klein. Er war größer als die Männchen der Gruppe, dabei aber nicht so bullig. Smaragdauge hielt das Wesen für einen Mann seines Volkes. Warum sollte die Ähnlichkeit in diesem Punkt anders sein?

Der Blick, den sie Samtpfote schenkte, als die Jägerin neben ihr stehen blieb, drückte einen intensiveren Dank aus, als Worte es je könnten. Doch sehr schnell besann sie sich wieder auf ihre Situation.

"Ihr vier geht und holt die Ausrüstung, soweit sie noch zu gebrauchen ist. Der Zwischenfall hat unsere Planung etwas ... durcheinander gewirbelt. Daher rasten wir hier

erst einmal, begutachten, was wir noch haben und verändern notfalls unsere Pläne." Die Angesprochenen zeigten ihre Zustimmung und liefen die Düne hinauf, hinter der ihre Ausrüstung lag. Erst als sie außer Hörweite waren, fragte Samtpfote leise: "Du bist dir wirklich sicher?"

Diese wenigen Worte genügten, dass sie wusste, was Ihre Freundin meinte. "Ich glaub, dass dieses Wesen etwas Besonderes ist. Wenn es nur eines von Vielen sein sollte, dann können wir es immer noch des Fleisches berauben." In Gedanken fügte sie hinzu. Vielleicht war es einer der Götter, schließlich kam er aus dem Götterauge. Doch ihrer Begleiterin genügte diese Auskunft, auch wenn kein Anzeichen durchblicken ließ, wie sie wirklich zu diesem Thema stand. Doch sprach dies nur umso mehr für das Vertrauen, das ihr entgegengebracht wurde.

Nachdem der Rest der Gruppe das Sammeln der Ausrüstung beendet hatte, zeichnete sich ein sehr nüchternes Bild ab. Die Tragelassen für das Fleisch waren noch alle vollzählig. Auch die Wassersäcke schienen lediglich ausgelaufen zu sein, nicht aber beschädigt. Von den 18 Speeren hingegen konnten sie nur noch 3 als brauchbar ansehen. Die anderen hatte man nur zerbrochen bergen können. Eines der beiden Fangnetze blieb verschwunden und die Hälfte der Wurfstacheln lag irgendwo im Sand, unauffindbar verschollen. Das würde ihre Aufgabe erschweren, aber es reichte nicht als Grund, um umzukehren. Nach einer langen Rast entschieden sie, dem Wasserpfad zu folgen und am Ziel auf die nächste Dunkelheit zu warten. Die Entscheidung, den Findling mitzunehmen, wurde ebenfalls mit keinem Wort mehr kommentiert.

An ihrem Ziel angekommen, wurde die Hoffnung der meisten in der Gruppe erfüllt. Es gab ein neues Volk. Es waren plumpe Wesen mit endlos langen Hälsen. Die Langhalse waren für sie eine leichte Beute. Zwei Dunkelzeiten jagten sie diese Wesen. Die Feliden waren die ersten Jäger in dieser Zuflucht, in der sich keine Spur mehr von dem Einschlag der Göttertränen erkennen ließ. Die Ausbeute an Fleisch war so groß, dass sie sogar einen Schlitten bauen mussten, um die Beute und das Tränenwesen, das noch immer nicht erwacht war, in die Heimat zu bringen.

Der Absturz

Die Luft war rauchgeschwängert und brannte in den Lungen. Überall schienen die Verkleidungen der Wände abgerissen oder zerbrochen zu sein und gaben den Blick auf verschmorte Kabel frei, die einen üblen Gestank verbreiteten. Die Gänge konnten kaum noch als diese erkannt werden. Viele der Zwischenwände waren von schweren, aus ihren Halterungen gerissenen, Geräten zertrümmert worden. Durch dieses Gewirr aus verbogenem und scharfkantigem zersplitterten Metall und Plastik kämpfte sich ein einzelner Mann, auf der Suche nach seinen Kameraden oder besser auf der Suche nach einer bestimmten Person.

"Lusy, wo bist du?!", schrie er, als sich sein Körper durch ein Gewirr von Kabeln schob, die wie ein Schlangenvorhang aus einer Decke ragten. Seine Stimme, rau und krächzend, hallte zwischen dem Schutt leise nach. Schon nach diesem kurzen Satz rächte sich die Lunge fürchterlich. Ein Hustenanfall ließ ihn in die Knie gehen und blutiger Schleim kam aus der brennenden Luftröhre ans Freie. Die Luft schien immer schlechter zu werden, so dass es ihm sichtlich schwer fiel, sich wieder aufzurichten.

Es dauerte noch eine ganze Weile, bis er endlich fand, was er suchte. Das Licht der wenigen intakten Leuchten flackerte nur noch und ließ die Trümmer unheimliche Schatten werfen. Ein Schott, das halb in dem ehemaligen Korridor lag, schwarzer Ruß bedeckte das Metall, doch die grellen Zeichen ließen ihn innerlich aufatmen. Er hatte das Labor gefunden. Mit der letzten Kraft, die er noch aufbringen konnte, schob er sich durch die offene Spalte. In dem Raum dahinter erinnerte nicht mehr viel an einen klinisch reinen Labortrakt. Doch zwischen all dem Chaos und der Zerstörung zeichneten sich die Umrisse eines Körpers ab.

"Lusy ... nein, bitte nicht!", flüsterte er mit brüchiger Stimme, als er mit wenigen Schritten neben der Frau, die dort am Boden lag, ankam und zu Boden sackte. Seine zitternden Finger wischten ihr, so gut es ging, Dreck und Ruß von den Wangen. Die junge Frau wirkte fahl mit eingefallenen Wangen – wie tot. Durch das Licht einer nur noch sporadisch arbeitenden Lampe wurde der Eindruck nur noch verstärkt. Aber das durfte nicht sein. Die Lippen blassblau, wie blutleere Striche. Kein Vergleich zu dem vollen roten

Kussmund, den sie bis gestern noch zur Schau gestellt hatte.

Gedankenverloren streichelten seine Finger durch die schwarzen Haare. Langsam glitten diese weiter hinab zu ihrer Wange, die sich trotz der Blässe noch warm anfühlten. Kurz darauf öffnete sie ihre tiefblauen Augen, die ihn wie jedes Mal gefangen nahmen. Fast wäre er ihr um den Hals gefallen, doch im letzten Moment widerstand er diesem Verlangen. Das war doch gar nicht möglich, überlegte er erschüttert und doch suchten seine Finger nach ihrer Hand, um diese zu halten. Leicht zitternd, trotzdem deutlich erwiderte sie den Druck. Sein Blick lief ihren Körper hinab. Er war immer noch wunderschön, auch wenn die Uniform an vielen Stellen verbrannt und zerrissen war.

Viel schlimmer war das, was er schon vom Schott aus gesehen hatte. Dort, knapp unterhalb der Rippen, steckte ein Metallträger in ihrem Unterleib. Er schien aus der Deckenverstrebung gerissen worden zu sein und hatte sie zu ihrem Unglück förmlich aufgespießt.

Auch wenn kaum Blut zu sehen war, konnte es doch nicht täuschen. Er würde sie verlieren und das bald. Sein Blick schwenkte wieder zu ihren Augen und in das Gesicht, das sich zu einem schwachen Lächeln verzogen hatte. Die Schmerzen mussten unerträglich sein, doch sie lächelte ihn an. Nur mit Mühe verkniff er sich die Tränen, die aus ihm zu brechen drohten. Unwillkürlich drückte er ihre Hand fester und flüsterte: "Ich hab dich gefunden!"

Mit flacher, doch gut verständlicher Stimme flüsterte sie zurück. "Du siehst schlimm aus, Dicker. Dich kann man keine fünf Minuten alleine lassen, ohne, dass du dir weh tust oder das Schiff in die Luft jagst." Das Lächeln um ihre Lippen wurde etwas breiter und ließ den leichten Hauch von Spott nicht vermissen. Eine Angewohnheit, die sie immer bei dem endlosen Spiel an den Tag legte. Seit dem ersten Tag, an dem sie sich kennenlernten.

"Und du alte Frau siehst sogar beim Weltuntergang noch genauso gestriegelt aus wie auf dem Offiziersball." Sie musste lachen. Doch schon nach wenigen Augenblicken schüttelte sie ein heftiger Hustenanfall. Blut lief aus dem Mundwinkel über die Wange und rann zu Boden, wo es eine kleine Lache bildete.

"Und dabei hab ich mir noch gar nicht die Haare gemacht.", flüsterte sie trotz der

Schwäche mit leichtem Spott. Ein tiefes rasselndes Atmen kam aus ihrem Mund, ehe sie weitersprach.

"Es tut so gut, dich noch einmal zu sehen." Bei diesen Worten versuchte sie, die Hand zu heben, um ihm die kleinen Tränen von den Wangen zu wischen. Doch ihr fehlte die Kraft, so dass er es übernahm und die kalten Finger sich an drückte.

"... Ich wusste, dass du mich hier nicht alleine lassen würdest. Wie geht es Jes und Toni?" Sachte fuhr seine Hand über ihre Stirn und strich eine Strähne hinauf, als er ausweichend sagte: "Ich habe noch nichts von ihnen gehört." Die Wahrheit brachte er nicht über die Lippen. Bei der Suche nach ihr hatte er lebenswichtige Teile der beiden gefunden, allerdings nicht mit dem Rest des Körpers verbunden. "Ich verstehe ... Ich fürchte, mir bleibt auch nicht mehr viel Zeit." Es schwang kein Bedauern in ihrer Stimme mit.

"Was redest du da? In ein paar Tagen, vielleicht auch Wochen, fliegst du wieder auf deinem Besen durch die Gänge und machst allen das Leben schwer. Du musst nur kämpfen, hörst du! Wenn schon nicht für dich, dann für mich. Für uns! Wehe, du gibst jetzt auf. Das ... das ist alles halb so schlimm, der Doc bekommt das wieder auf die Reihe." Als er sprach, wurde seine Stimme immer flehender, bis sie die Lippen öffnete, um etwas zu sagen: "Ich habe gekämpft, mein Schatz, und ich habe gewonnen! ... Nein, ich habe fast gewonnen ... für den letzten Teil brauch' ich dich!" Sie blickte ihn auffordernd an. "Ich würde es ja selbst machen, aber ... dieser kleine Stahlträger behindert mich etwas beim Aufrichten."

Tränen liefen ihr die Wangen hinab, als sie die Augen ohne ein weiteres Wort schloss und die Lippen spitzte. Auch er konnte und wollte die Tränen nicht mehr zurück halten. Sie rannen über sein Gesicht und fielen dann auf das ihre, als er sich über sie beugte. Zärtlich fanden ihre Lippen zu einem Kuss. Der Geschmack von ihrem Blut, es war ihm egal. Ein kurzes Zucken ging über ihre Lippen, sie schien schon nicht mehr damit gerechnet zu haben, es noch einmal zu spüren. Eine gefühlte Ewigkeit küssten sie sich, bis der Körper der Frau von einem weiteren Hustenanfall erschüttert wurde.

Sachte hielt er ihre Hand und fühlte sich so hilflos wie niemals zuvor. Verzweifelt blickte er auf seine Liebste hinab, ohne etwas tun zu können. Als sie die Lippen noch einmal zu

bewegen begann, versuchte er ihre Worte zu hören, doch das Flüstern war so leise, dass er es erst verstehen konnte, als er sich zu ihr hinab beugte. Ganz leise sprach sie mit einer engelsgleichen Stimme: "Danke, dass du mich gefunden hast. ... Ich werde auf der andern Seite auf dich warten ... Aber wehe, du kommst allzu bald nach... Ich liebe dich...."

Ein paar flache Atemzüge hörte er noch, doch es reichte nicht für mehr Worte. Der Druck ihrer Hand ließ nach.

"NEIN, LUSY".



Erwachen

Er riss die Augen auf und sah ... Nichts. Es war dunkel, ja richtig finster. Kalter Angstschweiß rann über seinen Körper und ließ diesen an einigen Stellen wie Feuer brennen. Sein Puls musste in ungeahnten Höhen verharren. Er wusste nicht wie lange es dauerte die Nachwirkungen des Traums zu überwinden, denn um so einen musste es sich gehandelt haben. Oder nicht?

Als ihm bewusst wurde, dass der Schlaf eindeutig nicht mehr über ihn herrschte und er auch nicht in einer Hölle aus Rauch und Stahl steckte, blickte er sich suchend um. Seine Augen hatten sich an die herrschende Dunkelheit gewöhnt, doch sah er nicht viel mehr als einige undefinierbare Schatten. Eines war klar, er kannte diesen Raum nicht. Er konnte nicht sagen, wie er hierhergekommen war noch wo dieses Hier eigentlich sein sollte. Doch das war nicht das Einzige, was er nicht wusste.

Er erinnerte sich an Nichts. Sogar der Traum ... oder was immer es war, verblasste schon wieder. Ja, nicht einmal sein Name fiel ihm ein. Er hatte doch einen Namen, oder?

Der Raum war ganz anders als der in seinem Traum. Er wirkte natürlicher, geräumiger, obwohl es auch hier kein Fenster gab. Die einzige Öffnung in den Wänden war ein Durchbruch, der ganz eindeutig als Ein- und Ausgang diente, auch wenn die Tür fehlte und durch eine Art Stoff oder Lederriemen verschlossen wurde. Durch diese eigenwillige Tür drang ein matter Schimmer von Licht. Er konnte nicht sagen, ob er schon vorher da gewesen war. Doch nun wurde er immer deutlicher sichtbar.

Nur ganz langsam beruhigte er sich. Sein Herz hörte langsam auf gegen seine Brust zu schmettern, als wolle es herausbrechen und die Flucht ergreifen. Im selben Maße, wie sein Puls hinab fuhr, lief sein Denkapparat an. Nicht, dass er sich an mehr als zuvor erinnern konnte, doch erfasste er nun, dass er in einer Ecke lag, die wohl als Schlafplatz diente. Ein Sammelsurium aus Fellen und gefüllten weichen Ledertaschen, die wohl eine Art Kissen darstellten.

Außer ihm schien niemand in dem Zimmer zu sein. Das Licht, das schwach am unteren Ende der Lederriementür durchschimmerte, hielt nun seine Intensität. Dort musste also ein

Fenster sein oder eine Lichtquelle anderer Art. Seine Gedanken beschäftigten sich so sehr mit dem, was hinter den Wänden war, dass er seinen Zustand einfach vergaß.

In gewohnter Weise wollte er sich aufrichten, ja förmlich aufschwingen. Der Versuch misslang, und das qualvoll. Als er seine Füße auf den Boden stellte und sich schwungvoll erheben wollte, schien es den Körper zerreißen zu wollen. Jeder Knochen, jeder Muskel, einfach jede Faser seines Körpers schien in einer Explosion aus Schmerz zu vergehen.

Die Füße traten auf eines der losen Felle, unter denen eine kleine Stufe zu sein schien. Durch den Schwung und das Abrutschen fiel er aus der Schlafecke und schlug polternd hart auf den kalten Boden, was dem Schmerz neue Nahrung gab.

Aus den wirbelnden Farben vor seinen Augen, die in Kaskaden zerplatzten und dafür sorgten, dass er den Bezug von Oben und Unten total verlor, schälte sich langsam und mit viel Phantasie die Öffnung mit dem Lederriemen. Doch war etwas anders. Die Riemen schienen sich zu teilen. Nur einen Augenblick lang drang flackerndes Licht ungehemmt herein, dann schob sich etwas durch den Eingang.

Der Schemen wirkte in der sich immer noch überschlagenden Welt aus Farben seltsam natürlich. Das Raunen einer unbekannten Stimme drang an sein Ohr. Doch ehe er es richtig begriff, traf ihn der Schlag. Als wäre gerade eine Bombe in seinen Gedanken explodiert, wurde alles hinfortgerissen. Eine wohlige Ohnmacht griff nach ihm und machte die Pein seines Körpers vergessen. Nur der Widerhall eines Gedanken blieb in seinem Kopf, der eindeutig nicht der seine war. Die Worte "Bei den Göttern, du lebst" hielten sich trotz der Finsternis an seinem Geist fest.

Namenlose und vor allem zahlreiche Schrecken peinigten den Schlaf, der sich an die Ohnmacht anschloss. Da waren Monster, wie sie sich kein Kind hätte ausdenken können, die sich gegenseitig niederstreckten, um sich am Fleisch der Toten zu laben. Menschen, die ihm bekannt vorkamen, denen ganze Körperteile fehlten, und ihn erst flehend, dann wieder entsetzt anstarrten, bevor sie zu Asche zerfielen. Feurige Tränen, die aus einem gewaltigen Auge fielen, das in Flammen zu stehen schien und das versuchte, tief in seine Seele zu blicken.

Inmitten dieser Flammen stand ein ätherisch schönes Wesen, das aus seinem Inneren

ein warmes wohliges Licht verbreitete und bis auf zwei durchdringende smaragdgrüne Augen, in den ein unbestimmtes Flehen lag, keine klaren Konturen aufwies. Er schien in diese Augen zu fallen und sah eine Feuerschlange, dessen Körper sich immer wieder wandelte. Wesen mit Lichtflügeln umschwirrten den Koloss und schienen mit ihm zu kämpfen. Der Fall endete in dem flammenden Maul des Leviathans. Doch ehe die Hitze sein Fleisch zu Asche verbrannte, schreckte er aus dem Traum auf.

Wieder stand ihm kalter Schweiß auf dem Körper, der an einigen offenen Wunden brannte. Die Verletzungen wirkten frisch, als wären sie gerade erst wieder aufgebrochen. Der Körper fühlte sich an wie ein Wrack. Tellergröße Prellungen und Blutergüsse, Schürf- und Kratzwunden übersäten den Leib. Sein Mund schmeckte schrecklich, als würde er von innen verschimmeln.

Bei seinen ersten Bewegungen spürte er den Verband auf der Haut. Ein seltsames, ihm unbekanntes Material, das seine Brust, die rechte Schulter und die linke Wade umschlungen hatte. Bis auf diese Stellen war der Körper nackt und ruhte auf ungewöhnlich riechenden Fellen.

Noch etwas benommen, versuchte er sich umzuschauen. Schweiß und Tränen trübten den Blick. Doch war dies nichts im Vergleich zum letzten Mal, als ein Regenbogen vor seinen Augen zu explodieren schien. Der kühle Luftzug, der seinen schweißnassen Körper umspielte, kam von dort wo er die Lederriemen gesehen hatte. Diese waren nun zur Seite geschlungen. Der unverkennbare Duft eines Lagerfeuers wehte von dort herüber. Das Nachglimmen der Glut schien auch das einzige Licht zu sein, das es im Nachbarzimmer gab.

Ein leises Wimmern, gefolgt von dem Geräusch, als würde sich ein Körper unruhig wenden, erklang aus einer der anderen dunklen Ecken. Er war also nicht allein. Doch eine Wache schien es nicht zu sein, eher der Bewohner dieses Hauses. Mehrere flache Atemzüge lang lauschte er in die Dunkelheit. Immer wieder waren Geräusche zu hören, von einem leichten Schnurren bis zu leisem Maunzen. Es hätte ihn sehr gewundert, wenn diese Geräuschkulisse auf einen schlafenden Menschen zurückzuführen wäre. Eher schon auf eine große Katze oder etwas Derartiges.

In seinem Kopf dröhnte es noch immer. Als hätte jemand sehr Großes mit einem noch größeren Hammer eine Glocke angeschlagen, in der sein Kopf noch immer steckte. Es war daher kein Wunder, dass seine Entscheidungsfindung eher einem heiteren Ratespiel entsprach, denn fundierter Überlegungen. So kam auch der Gedanke zum Aufstehen in seinen Kopf. Doch gerade als er sich aufschwingen wollte, trat eine schmerzhaftes Erinnerung in seinen Weg und bewog ihn dazu, es diesmal langsamer anzugehen.

Seine Füße schoben sich über die Felle, bis sie die Kante fanden an der sie etwa eine Handspanne hinab fielen, eh sie auf kalten Boden aufkamen. Langsam und bedächtig erhob er nun den Oberkörper. Es zog und schmerzte an den vielen Wunden – besonders dort, wo die Verbände seinen Körper bedeckten. Aber es war, wenn auch mit Zähneknirschen, auszuhalten. Der Versuch, aus diesem halben Sitzen aufzustehen, misslang kläglich, als die Arme einknickten, ehe sie das volle Gewicht des Oberkörpers hochgedrückt hatten.

Der zweite Versuch erbrachte ein besseres Ergebnis. Der Körper schob sich an der nahen Wand in die Höhe, bis die Beine das Gewicht voll tragen mussten. Wackelig und keinesfalls standfest blickte er sich um. Die Dunkelheit hatte sich nicht verzogen, doch er stand und das war die Hauptsache.

Langsam einen Fuß vor den anderen setzend schob er sich an der Wand entlang. Die beiden Hände hielten immer Kontakt zu dem kalten Mauerwerk, das teils rau, teils spiegelglatt unter den Fingern langsam dahinglitt.

Ein inneres Verlangen zog ihn Richtung des Ausgangs, in dem das leichte Flackern eines halb erloschenen Feuers zu sehen war. Da sein Weg ihn an der Wand entlang führte, musste er sich bis zu den letzten Schritten gedulden, ehe sein Blick durch die Öffnung fiel.

In diesem Raum lag wirklich eine offene Feuerstelle, über der ein großes Loch in der Decke als Rauchabzug diente. Einige Gestelle aus Holz standen herum und warfen, in Verbindung mit dem flackernden Feuer, unheimliche Schatten an die Wand. In einer Ecke, die wohl die Vorräte beherbergte, standen flache Körbe mit seltsamen Wurzeln. An den hölzernen Regalen darüber hing Fleisch von unterschiedlichen Tieren – wenn man nach der Farbe ging. Eine Schale, die im Gegensatz zur restlichen Einrichtung wie aus einer

Fabrik wirkte, beinhaltete Wasser.

Für ein paar Augenblicke überlegte er, ob es ratsam wäre, sich über die Vorräte her zu machen, entschied dann aber, dass er nur etwas Wasser aus der Schale nehmen würde. Er konnte nicht sagen, ob es an dem Wasser oder dem widerlichen Geschmack im Mund lag, doch war es ihm auch gleich. Nachdem die halbe Schale den Weg in seinen Körper gefunden hatte, fühlte er sich besser.

Die Augen hatten sich mittlerweile an das dämmrige Licht gewöhnt. Einst mochte dieses Zimmer Fenster gehabt haben, die nun von einer Art Strohmatten behängt waren. Zwischen zwei dieser Fenster reichte eine Matte bis zum Boden. Eine Tür?

Eilig, wenn man es in seinem Zustand so nennen konnte, stolperte er in diese Richtung. Feine Sandkörner drückten in seine Fußsohlen, doch war das vergessen, als die Finger nach der "Tür" griffen, um sie aufzuziehen.

Das Material raschelte leise, als er daran zog. Doch ehe er einen Blick nach draußen geworfen hatte, wurde das Flüstern in seinem Kopf stärker. Der Schmerz kam unaufhaltsam zurück in sein Gehirn gekrochen. Die Finger lösten sich von dem Vorhang und drückten sich gegen die Schläfen, als einige Geräusche an seine Ohren drängten. Er hatte sie noch nie gehört, doch formten sich in seinem Geist Worte dazu.

"Tu' es nicht ... Alleine werden sie dich töten."

Die Bedeutung dröhnte wie ein Presslufthammer, und es schwang etwas von ernster Besorgnis darin mit. Der schmerzhafteste Druck schwand und machte dem aufdringlichen Wispern im Kopf Platz. Dies war zu ertragen. Als er die Augen wieder öffnete, flackerte der Blick etwas, doch reichte es, um die Gestalt in dem Durchgang zu erkennen.

Das Wesen war groß gewachsen. Wahrscheinlich sogar größer als er selbst, wenn es sich gerade aufrichtete. Das flackernde Licht ließ nicht zu, Genaueres des Körpers zu erkennen. Es war keinesfalls ein Mensch. Doch nicht so fremd, dass man es als Monster bezeichnen müsste.

Mit nun merklich sichereren Schritten bewegte er sich durch den Raum, um wieder das Lager aufzusuchen. Allein dieser kurze Ausflug hatte ihn fast all seine Kräfte gekostet. Ein

Gefühl der Befriedigung erfüllte auf einmal seinen Körper, doch kam es nicht aus seinem Inneren. Sondern von dem Wesen, das ihm den Weg frei machte.

Verwirrt und erschöpft ließ sich der Mann wieder auf die Felle fallen. Die feinen Haare streichelten die Haut, als er zu liegen kam. Noch eh seine Gedanken sich um das gerade Erlebte zu drehen begannen, griff die Erschöpfung nach ihm und befreite ihn, zumindest für diesen Schlaf, von allen Sorgen.



Zwischenspiel

Dunkelheit waberte in dem Raum. Schwere Nebelbänke zogen träge dahin und verbreiteten ein gespenstisches Bild. Nichts hätte den Blicken eines Wesens Halt geboten, hier im Thronsaal der Götter. Man hätte wohl Tage, Jahre oder ein ganzes Leben durch die Nebel schreiten können, ohne je etwas anderes zu sehen als beklemmende Dunkelheit.

Ein Gong dröhnte auf einmal durch die Nebel. Aufruhr kam in das träge Wallen, solange sich das Grollen durch die Dunkelheit wälzte. Immer weiter peitschte es die Nebel auf. Aus einem ruhigen Meer war ein stürmischer Ozean geworden. Niemand hätte zu sagen vermocht, wie lange dieses Toben angehalten hatte, als ein zweiter, diesmal noch stärkerer Gongschlag, die Nebel in sich zusammenfallen ließ.

Eine Gruppe Säulen hob sich aus dem wabernden Untergrund und formte langsam sich immer wieder verändernde Gestalten aus. Nur die groben Umrisse blieben gleich, als die Nebelgestalten aufeinander zu traten und sich das neblige Meer wie eine Senke zurückzog. Vergleichbar mit einem Auge des Sturms ballten sich die Schwaden zu Wolken zusammen und bildeten einen Wall um die Gestalten.

Eine der Gestalten schien seine Konturen zu verfestigen und so dem Blick mehr Halt zu bieten. Ein Mensch hätte ihn für einen der Seinen halten können oder zumindest für ein nebliges Abbild. Zwei lange kräftige Beine, die in einen durchaus menschlichen Körper mit breiten Schultern und zwei Armen mündeten. Auch der Kopf saß dort, wo er bei einem der Ihren zu finden gewesen wäre. Doch mehr hätte man nicht aus den Nebeln erkennen können. Mit einer dunklen Stimme begann das Wesen zu sprechen.

"Etwas ist eingetreten ... was wir in unserer Planung nicht berücksichtigt haben."

Als die Worte langsam in den Wolkenwänden verhallten, richtete sich der zweitgrößte Nebelschatten auf und wurde fast greifbar. Dieses ganz und gar unmenschliche Abbild eines Wesens ruhte auf sechs Beinen, die in einem langen Körper mündeten. Auch wenn die Größe auf Grund der diffusen Erscheinung der Wesen schwer abzumessen war, so schien es gut doppelt so hoch aufzuragen wie sein Vorredner. Während der Hinterleib

parallel zum Boden entlang führte, so ragte der Vorderleib steil in die Höhe. Mindestens vier Glieder zeichneten sich an dem nebligen Leib ab. Das obere Ende schien von einer Art Mantel verdeckt, sodass der Kopf, so es einen gab, nicht erkannt werden konnte. Ein Zirpen und Klappern erklang und formte sich zu Worten, die schrill und schneidend klangen.

"Wir sehen darin kein Problem. Das Feuer hat ihr Fleisch gefressen und der Sand wird ihre Knochen mahlen."

Die Stimme, die darauf den Raum erfüllte, klang wie ein himmlischer Chor, der von einer Sommerbrise über das Land getragen wurde. Jedes Wort schwang wie eine Verlockung. Das kleinste der Wesen hatte die Worte gesprochen. Doch konnte man nicht mehr erkennen als eine in einem Mantel aus Nebel gehüllte Gestalt.

"Das, was uns alle zu denken geben sollte, ist, dass so etwas noch nie vorgekommen ist. Nur Narren würden sich darauf verlassen, dass alles bleibt, wie es ist. Vielleicht gibt es noch viele mehr, die nun kommen. Jetzt wo sie uns einmal gefunden haben."

Ein Grollen, als würde ein Berg in sich zusammenbrechen, hallte durch das Auge des Sturms. Der vierte Schatten ergriff mit Gewalt das Wort. So groß, dass in seinem Schatten, so er hier einen werfen würde, alle seine drei Gefährten darin verschwinden könnten.

"Wer auch immer sie sind. Sollte jemand überlebt haben, werde ich ihn finden. Ich werde sie testen, und sie dann zerschmettern. Kein Eindringling wird jemals meine MACHT brechen."

"Gewohnt diplomatisch, dein Vorgehen.", lachte die glockenhelle Stimme der kleinsten Gestalt. Doch ehe jemand darauf antworten konnte, sprach wieder der Erste. Seine Autorität schienen alle hinzunehmen.

"So sei es. Wir werden Vorkehrungen treffen, um uns gegen Feinde von außen zu schützen. Wir haben zu lange für den Sieg gearbeitet. Tod der Prinzessin!"

Die letzten Worte triffen nur so vor Hass, bevor der Nebelleib des Sprechers auseinander floss. Mit denselben Worten verschwanden auch die beiden anderen Wesen und lösten sich in Nichts auf. Nur die kleinste der Gestalten blieb. Aus dem Kopf, der noch

immer unter einer Kapuze aus Nebeln verborgen blieb, drang ein Funkeln. Mit Höflichkeit in der Stimme, die ebenso intensiv die Worte wirken ließ, sagte sie mehr im Selbstgespräch.

"Sollten das etwa die Ritter sein, die euch vor der Finsternis retten, Prinzessin? Haha, ich werde sie finden und die zerschlagenen Körper vor eure Füße werfen." Erst dann löste sich auch der letzte Leib auf und die Nebel kamen zur Ruhe, als wäre nichts geschehen.

Wird fortgesetzt!

© November 2017 by H. M. Therin

